

Kaukasische Post

№ 49

1920

Adresse d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle: Kirchstr. 27, neben der deutschen Bibliothek. - Geschäftskunden (außer an Sonn- u. Feiertagen) von 11—1 Uhr vorm. (zu fragen nach W. Bauer).

Erscheint 2-mal wöchentlich:

am Mittwoch und am Sonntag.

Bezugspreis: (mit Porto f. Auswärtige) 40 Rbl. für 1 Mt. Anzeigen: die 3-mal gebaltene Kleinzeile auf der ersten Seite 8 Rbl., auf der 4. Seite 6 Rbl. Traueranzeigen 300 Rbl.

№ 49.

Sonntag, den 1. August 1920.

12. Jahrgang.

Diplomierte erfahrene Lehrerin

der deutschen Sprache (war tätig am Knabengymnasium und an der Kommerzschule) wünscht Stelle in einer Schule.
Off. erbeten Alexandropol (Armenien) Emilie Lotocki, Kommerzschule. 3-3

Zur politischen Lage.

Reichsfinanzminister Dr. Wirth hat unlängst die finanzielle Lage Deutschlands durch nachstehende Angaben über das Budget für 1920 gekennzeichnet: Zur Befriedigung der laufenden Ausgaben sind 28 Milliarden Mark erforderlich, die Staatsschulden-Zilgung erfordert weitere 12 Milliarden 403 Mill. Mark, in das außerordentliche Budget ist das Defizit der unter Staatskontrolle befindlichen industriellen Establishments mit 11 Milliarden Mark eingerechnet, von denen 5 Milliarden unmittelbar durch den Friedensvertrag verursacht werden, die Gesamtausgabe beläuft sich auf 60 Milliarden Mark (jährlich!), die gesamte Staatsschuld beträgt zurzeit 265 Milliarden Mk., u. f. w. — Als Illustration zur Verdrängnis Deutschlands dient ferner die von der deutschen Delegation in Spaa gegenwärtig zugrundeliegende und vor einigen Tagen vom Reichstag genehmigte Verpflichtung, der Entente auf Grund des Friedensvertrages von Versailles monatlich 2 Millionen Tonnen Kohlen zu liefern, obgleich der Reichsminister des Äußeren Dr. Simons der Konferenz bewiesen hatte, daß Deutschland sich im besten Falle nur zur Lieferung von 1 1/2 Mill. Tonnen monatlich (vom Oktober d. J. an) bzw. 1.700.000 Tonnen (vom Okt. 1921 an) verpflichten könnte. Nach dem Wortlaut des Vertrages hätte Deutschland allerdings noch viel mehr Kohlen liefern sollen, nämlich 3 1/2 Millionen Tonnen monatlich, und selbst nach dem Gutachten des hernach zur Prüfung der Einreden Deutschlands gegen die Höhe dieser Forderung ernannten Sonderausschusses 2.400.000 Tonnen. Verglichen mit diesen Figuren, kann man gewiß nicht umhin, ein Nachgeben der Entente auf der in Rede stehenden Konferenz festzustellen. Man begreift es auch vollkommen, daß der Reichstag für den „Erfolg“ Reichsminister Simons seine Anerkennung in lebhaftem Beifall ausdrücken konnte. Aber der Umfang der übriggebliebenen Kohlenlieferung bleibt immerhin so enorm, daß man es sich garnicht ausdenken kann, wie Deutschland einer solchen Verpflichtung nachkommen wird. Mit dem bloßen „guten Willen“ ist sie nicht zu erfüllen, mag dieser im Reichstage auch noch so stark betont worden sein, wie die Agentur-Telegramme zu melden wissen. Dazu gehört am Ende mehr: die gute Laune, die sich aber bekanntlich nicht stets mit dem guten Willen zu decken braucht. — Die Gerabinderung der deutschen Wehrmacht bis auf 100.000 Mann in der auf der Konferenz in Spaa ausgearbeiteten Weise ist vom Reichstag gleichfalls als pünktlich zu erfüllende Verpflichtung anerkannt worden. Es wird nur aber interessant sein, zu erfahren, was die Entente auf die Anfrage der deutschen Regierung zu antworten beabsichtigt wird, ob sie damit rechnen könne — und wenn ja, so wie weit —, daß Deutschland im Falle Überschreitens seiner Grenzen durch die immer näher rückenden russischen (bolschewistischen) Armeen von der Entente in genügendem Maße verteidigt bzw. geschützt werden würde, da es ja der Möglichkeit beraubt wäre, sich selbst zu verteidigen. — Die Volksabstimmung in den

zum Rheinlande gehörigen Bezirken von Eupen und Malmedy ist, wie die franz. Presse meldet, im Sinne der Vereinigung dieser mit Belgien erfolgt. Von 33726 Stimmberechtigten sollen nur 270 dagegen gestimmt haben, und zwar im erstgenannten Bezirk 156 Deutsche, im zweitgenannten 62, darunter 3 Deutsche, wobei bemerkt wird, daß diese Deutschen ausschließlich örtliche Beamte und Angestellte sind. — In der Berliner Universität fand kürzlich ein Massenmeeting von Vertreterinnen rheinischer Frauenvereine unter Beteiligung von zahlreichen Amerikanern und sonstigen Fremden statt, auf welchem eine Resolution gegen die Besetzung deutscher Landesteile durch schwarze Truppen gefaßt wurde, die dann per Radiogramme an „alle Frauen der Welt“ übermittelt wurde, mit der Aufforderung, sich dieser Protestkundgebung anzuschließen. Oberst Emmerling, welcher die Versammlung eröffnete, unterzog die Handlungsweise der Franzosen einer scharfen Kritik. Auch eine Reihe von Rednerinnen gab eine Beleuchtung der Vorgänge im Ostpreussengebiet, die haarsträubend genannt zu werden verdienen. In gleicher Veranlassung hat seinerzeit (im Mai d. J.) in der Deutschen Nationalversammlung eine Protestkundgebung stattgefunden, an welcher sich alle Parteien mit Ausnahme der „unabhängigen Sozialdemokratie“ beteiligten. Der damalige Reichsminister des Äußeren Dr. Köster erklärte unter anderem folgendes: „Die Regierung ist den Interpellanten dankbar, daß sie ihr Gelegenheit geben, ihre Meinung kundzutun in einer Frage, die seit vielen Monaten auf dem deutschen Volke lastet und seit einigen Wochen auch die Meinung der Neutralen und unserer Segner erregt... Es liegen in Mainz und Worms 2 schwarze Senegalesen-Regimenter, in Ludwigshafen und Germersheim ein Bataillon gemischter gelber Truppen und Madagassen, im übrigen besetzten Gebiet noch 16 Regimenter brauner Truppen, Algerier, Marokkaner und Sudanesen. Ohne alle Vertreibung müssen wir in der Öffentlichkeit feststellen, daß die Verpflanzung von ungefahr 50.000 farbigen fremdrassigen Truppen in das Herz des weißen Europa ein Verbrechen an Gesamt Europa ist... Es ist ein feilliches Verbrechen, ein feillicher Fußtritt, wenn man ein Volk, das ein Jahr lang wirtschaftlich und national ausgeplündert und bedrückt worden ist, nur auch noch im Frieden unter die militärische Herrschaft von 50.000 Schwarzen setzt. Abgesehen davon ist die dauernde Verwendung von 50.000 Mann einer fremden Rasse volkshygienisch eine große Gefahr nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa. Die vorerwähnten Gewalttätigkeiten, die Ermordung harmloser Bürger, die Vergewaltigung von Frauen, Mädchen und Knaben, das riesenhafte Anwachsen der Prostitution, die Einrichtung zahlreicher Bordelle, auch in den kleinsten Städten, sowie die rapide Verbreitung von Geschlechtskrankheiten, sie stellen eine Politik Frankreichs gegen Deutschland dar, die man nur als eine rücksichtslose, mit allen Mitteln geführte Fortsetzung der Kriegsführung unter im Frieden bezeichneten kann, einer Kriegsführung, die, wenn nicht zum Ziel, so doch zu Folge hat, daß der deutsche Volkstörper in seinem westlichen Teil dauerndem Siechtum entgegengeht. Die deutsche Regierung konstatiert, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch im neutralen Ausland Männer und Frauen diesem „schwarzen Wahnwitz“, wie es eine schwedische Zeitung nennt, ihre Aufmerksamkeit zuwenden beginnen. Leider aber haben diese aus Amerika und England, Schweden und Norwegen kommenden Proteste auf die Franzosen ebensowenig Eindruck gemacht wie

die immer wiederholten Einfürche, die die deutsche Regierung seit der Besetzung durch den Reichskommissar im Rheinland und vorher durch die Waffenstillstandskommission bei der französischen Regierung eingebracht hat... Wir müssen weiter die Öffentlichkeit der Welt über diese Schandtat aufklären. Wir wollen uns an den Völkerbund wenden... Unsere Brüder im Westen müssen von diesem furchtbaren Joch befreit werden. Wären sie nicht feillich so zerrüttet und mude, so hätten sie sich schon kräftiger dagegen gewehrt. Und auch in Deutschland würde ein ganz anderes Echo erklingen sein, wenn man nicht im ganzen Lande so müde wäre... Wollen wir unseren Brüdern im Westen sagen, daß wir mit ihnen leiden, hoffen und mit ihnen arbeiten wollen, daß diese Jüden abhören...“ (Sehhafter Beifall). — Der Kandidat der republikanischen Partei der Verein. Staaten von Nordamerika für die Präsidentenwürde, Harding, hat nach einer Londoner Mitteilung beschlossen, die Verwerfung des Friedensvertrages von Versailles durch den Senat zum Hauptpunkt seines Wahlprogramms zu machen. Er wird diese Stellungnahme in einer großen Rede begründen, die er bei Annahme der Kandidatur für die Präsidentenwürde zu halten beabsichtigt. Die Rede sollte in diesen Tagen gehalten werden. — In den Vorgängen in Irland wurde der „Neuen Freien Presse“ aus Berlin unter dem 28. 6. gemeldet: „Die im Haag aus London eintreffenden Berichte über die Lage in Irland lauten immer beunruhigender. Die Zeitungen geben zu, daß es sich nicht mehr um eine örtliche Aufstandsbewegung gegen die englischen Gehehe handelt, sondern um einen regelrechten Aufstand, der mit allen militärischen Mitteln unterdrückt werden müsse. Besonders bedrohlich sei die Lage in Londonderry, wo die Kämpfe zwischen den Sunneinern und den britischen Polizeitruppen fortdauern.“ Das Geschäftsleben der Stadt ruhe vollkommen. Alle Läden seien geschlossen, ebenso die Banken und öffentlichen Anstalten. Sehen sei es zu einem neuen Zusammenstoß gekommen. Auf beiden Seiten sei scharf geschossen worden. Eine Anzahl von Personen sei getötet. — Die gefährliche Lage in Irland drohe außerdem dadurch eine Verschärfung zu erfahren, daß ein allgemeiner Eisenbahnerstreik vor der Tür stehen soll. Die Eisenbahner hätten sich mit den Sunneinern zusammengesetzt und weigerten sich,züge abzufertigen, die zu Truppenbeförderungszwecken bestimmt sind.“ Soweit die Mitteilung der „Neuen Freien Presse“. Inzwischen haben sich die Verhältnisse in Irland eher verschlimmert als gebessert. Die „Georg. Tel.-Agentur“ verbreitete dieser Tage einen Bericht, der die gefährliche Lage in einem geradezu verwegenen Lichte schildert. Es sei unerlässlich, daß die Zahl der engl. Truppen in Irland erheblich vergrößert werde u. i. w. Es erscheint nach alledem verständlich, weshalb die englische Regierung sich den Wünschen des französischen Militarismus so geneigt zeigt, wie sie in dem besaglichen Unterhändler des polnischen Imperialismus im Kampfe gegen den russischen Bolschewismus so deutlich zum Ausdruck gelangen. Die Verlegenheit, in welche England hierdurch zu geraten droht, wird sich aber nur zu bald zeigen, wenn es sich vor die Entscheidung gestellt sehen wird, entweder noch weiter mit den Franzosen in den polnischen Sumpf hineinzuwühlen oder aus Rücksicht auf die eigenen Interessen im hohen Orient auf diese Freundschaft endgültig zu verzichten. — Die Abgabe der Moskauer Regierung auf das Angebot Englands, den Frieden zwischen ihr und der polnischen Regierung zu vermitteln, hatte vor ei-

nigen Tagen den franz. Ministerpräsidenten Millerand zu einer Erklärung in der Abgeordnetenkammer veranlaßt, nach welcher die Entente beschlossen zu haben schien, Polen mit allen verfügbaren Mitteln zu unterstützen, das heißt so viel wie mit dem bolschewistischen Rußland in ein offenes Kriegsverhältnis zu treten. Die Kammer hatte diese Erklärung durch ein Vertrauensvotum mit 420 gegen 152 Stimmen beantwortet. England und Frankreich entsandten nach Warschau Spezialmissionen zur Feststellung der allgemeinen Lage und namentlich dessen, worin die den Polen zu leistende Hilfe zunächst zu bestehen hätte. Die englische Regierung erwiderte zugleich auf die bräunliche Note Moskaus in friedfertigerem Tone, daß sie nicht abgeneigt sei, mit der Sowjet-Regierung über die Wiederherstellung der wirtschaftlichen Beziehungen weiter zu verhandeln. Rabin, der nach Moskau gereist war, würde, so hieß es im Anschluß hieran, wohl nicht mehr nach London zurückkehren, dafür sei aber Tschitscherin, der Bolschewist für auswärtige Angelegenheiten, beauftragt worden, selbst dorthin zu reisen, um die Verhandlungen fortzusetzen, doch nicht ausschließlich der wirtschaftlichen Beziehungen, sondern auch betreffs der „politischen Anerkennung der Sowjet-Regierung“. Tschitscherin werde außerdem die verwickelte Frage Marzillens haben, desgleichen die Politik in Kleinasien, und, was die Hauptsache sei, den Abschluß eines formellen Friedens mit der Entente in die Wege leiten. Mittlerweile war in Polen eine neue Regierung ans Licht gekommen, die wohl erklärt hatte, daß „alle Kräfte der Nation sich zur Verteidigung des Vaterlandes zusammenschließen würden“ und daß sie (die Regierung) alles daran setzen werde, um die Hilfe der Entente in weitestem Maße in Anspruch nehmen zu können, die aber doch insgeheim auf den bolschewistischen Räder gebissen und das Angebot, in „unmittelbare“ Waffenstillstandsverhandlungen mit Moskau zu treten, angenommen zu haben scheint. Wenigstens hat man in Paris Kunde davon erhalten, daß am 30. d. Mts. die erste Begegnung zwischen den bolschewistischen und polnischen Parlamentären zwecks Abschluß eines Waffenstillstands stattfinden werde“ und, daß ferner „das Oberkommando der russischen Truppen an der polnischen Front den Befehl erhalten habe, die Kriegsoperationen einwirken einzustellen“. Nun kommt — in „letzter Stunde“ — die scheinbar seltsame Meldung, daß die Sowjet-Regierung einlenke, indem sie das englische Friedensvermittlungsangebot schließlich doch angenommen habe! Dem kann aber nicht ganz so sein. Was Moskau beansprucht, geht aus dem Auftrag hervor, den Tschitscherin erhalten haben soll (s. oben), d. h., wenn man seinen Wortlaut recht versteht, nichts mehr und nichts weniger als eine neue Friedenskonferenz, deren Aufgabe darin bestünde, die Politik der an den Schicksalen Europas und Asiens interessierten Großmächte, vor allem natürlich Englands u. Frankreichs, u. anderer Staaten einer Durchsicht von Grund aus zu unterziehen u. jedem nur das zuzuteilen, was ihm von Rechts wegen zukommt,

da nur so ein wahrer, dauernder Friede nicht nur zwischen Rußland und Polen bzw. England und der übrigen Entente, sondern gar allgemein in der Welt möglich wäre. Rein Staat soll sich in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates einmischen, niemand der Sowjet-Regierung — die natürlich anstandslos anzuerkennen ist! — nach innen, hin ins Handwerk pfuschen dürfen, wozu sie sich verpflichten würde, ihre weitbegreiflichen Theorien im Ausland nicht mehr in der bisheriger agitatorischen Weise zu verbreiten u. s. w. Darob nun große Bestürzung im Lager der Entente! Lord George eilt nach Boulogne, um sich mit Millerand zu beraten, der ja doch vom russischen Bolschewismus nichts sehen und nichts hören wollte! Die Entscheidungshunde naht. Was sie uns bringen wird? Vorläufig ist Moskau obenau! Und Deutschland? Es hat jetzt weniger denn je Veranlassung, nicht auf „bessere Tage“ zu hoffen.

Reichsarbeitstunde.

Von Bernhard Dernburg.*

Unsere Wirtschaft krankt an dem Zurückbleiben unserer Produktion hinter unserem Bedarf. Wie aber ermöglichen wir die Hebung unserer Industrie? Unser industrieller Apparat, d. h. Menschen und Maschinen, ist zwar fast heruntergearbeitet, aber immerhin wird er nicht annähernd in dem Umfange ausgenutzt, wie das wirtschaftlich geboten ist und technisch möglich wäre.

Es mangelt an Rohstoffen, insbesondere an Kohlen. Zwar war vor dem Rapp-Rußich die Ruhrkohlenförderung ziemlich wieder an die Friedensgrenze herangerückt, dank der Bereitwilligkeit der Arbeiter, unter Auslager der teilssten Forderungen des Erwerter Programms, Überflüssen zu verfahren. Aber die geforderte Kohle bleibt uns nicht, sie leidet unter Abgaben an unsere Gegner, und sie kommt nicht unserer eigenen Wirtschaft zugute, im Gegenteil, sie belastet sie, weil wir die Produktionskosten nicht vergütet bekommen, sondern sie zum Schaden unserer Volkswirtschaft und unseres Kredit auf die schwebende Schuld übernehmen müssen. Es mangelt aber, insbesondere an produktiver Arbeitsleistung. Der 3. November hat in der rohesten Form den Achtstundentag eingeführt. Und zwar als Maximalarbeitstag: viele Betriebe, auch solche, die länger arbeiten konnten, bleiben hinter diesem Maximum wesentlich zurück; es gibt eine große Anzahl von Gewerben, in denen nicht über 40 bis 42 Stunden wöchentlich gearbeitet wird. Es darf nicht geulnget werden, daß diese Einschränkung produktiver Tätigkeit von Geistes wegen jenseitig manche gegibigen Gründe für sich hatte: war doch unter Achtkundentagen in voller Auslösung, galt es doch, für diese zurückstehenden Massen Arbeitsgelegen-

heit zu schaffen, und deshalb war die Einführung des beschränkten Arbeitstages für eine gewisse Ubergangszeit nicht nur begründlich, sondern viellecht sogar geboten. Aber in der Aufstellung des Achtstundentages als Programm, ja als Einrichtung für alle Zeiten, lag ein bedauerlicher Denkfehler, der dem Gefühl der Massen zu stark entgegenkam. Man soll hier nicht einwenden, daß ja alle industriellsten Länder den denselben Schritt getan haben. Es ist denn doch ein gewaltiger Unterschied, ob ein reiches, vom Krieg unberührt oder viellecht sogar wirtschaftlich gestärktes Land eine derartige Maßnahme trifft, oder ob ein verarmtes, von Vorräten entblößtes, ausgezehertes Land dazu schreitet. Zudem beweisen auch die in den anderen Ländern inzwischen eingetretenen Erscheinungen, daß auch für sie große Bedenken vorliegen. Für Deutschland kommt aber erschwerend hinzu — und deshalb sind alle Vergleiche unzutreffend — daß wir einen sehr großen Teil unserer Arbeit ohne Entgelt — sie wird uns nur an ein enormes und bisher nicht begrenztes Wiedergutmachungskonto gutgeschrieben — zu leisten haben. Mit anderen Worten: wenn fremde Länder mit dem Achtstundentag auskommen könnten, können wir es jedenfalls nicht. Deshalb ist die rein sozialistische Regierung der Volksbeauftragten mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen zu können glaubte, wirtschaftlich einwärts gewesen.

Die Maßnahme entspricht aber auch nicht den Forderungen, die unsere vorgegriffenen Sozialreformer seit Jahren vertreten haben. Wir haben einen hygienischen Maximalarbeitstag, also einen nach der Natur des Beschäftigten und der Art und Gefahr der Arbeit unterschiedlichen Arbeitstag gefordert. Wir wollten der Ausbeutung des Menschen, insbesondere der Frauen, besonders der Schwangeren, der Kinder und der Invaliden vorbeugen; Raubbau an der menschlichen Gesundheit vermeiden; und dadurch die Leistung erhalten und die Lebensfreude steigern. Statt dessen hat man für: leichte Bureauarbeit, für Portnerdienste, Bedienung von Automaten und dergleichen daselbe Maximum eingeführt wie für Großschmiede und Zuschläger und die Arbeiter unter Tage. Das war ganz verkehrt und ist die Grundwurzel unseres kaum mehr zu bannenden Übels. Gewiß, man kann fragen: ist bei den gegenwärtigen Ernährungsverhältnissen nicht der Achtstundentag für die meisten Arbeiter schon der hygienische Maximalarbeitstag? Würde ein Mehr nicht schon jene Ausbeutung bedeuten, die doch zu vermeiden ist? Und man kann sogar für gewisse Berufe und Beschäftigungen diese Frage bejahen. Aber damit ist nicht der obligatorische Achtstunden-Maximalarbeitstag gerechtfertigt, und dem Ubel muß anders abgeholfen werden. Die Hilfe liegt auf dem Gebiete der besseren Ernährung für diejenigen, die ihrer Beschäftigung und Arbeitsdauer halber mit dem Gebotenen ohne ernsthafte weitere Zubehilfen an Leistungsfähigkeit und Gesundheit nicht auskommen können. Aber das

* Aus dem „Berl. Tageblatt“ (Wochen-Ausgabe für Ausland und Uebersee). — Die Schriftleitung.

Für Herz und Gemüt

Zu Ende!

Verzehret das Öl... Die Lampe flackert leise So müde auf und glimmt nur spärlich weiter Am Docht als dicker Kohle, wo so heiter Gelobt die Flamme licht im trauten Kreise.

So wundermüde und matt von weiter Reize Auf lahmem Kieselstein hinkt zur Nacht ein Reiter Entgegen ungekannter Rast, da weiter Und weiter ziehn zersahrene Geleise.

Das Dunkel wirrt mit Schattensich zum Reigen, Es ächzt und seufzt der Wind im Baumgehäke Wie schwarzes Sinnen müder Erdengähe.

Mie mancher wolt hinaus, geschmückt zum Feste, Die Bahn und schleicht auf seinesrades Reife Gehüllt in Nacht und tiefes, totes Schweigen.

Elisabetta, 22. VIII 1919.

Rud. Drlf.

Die vierte Flucht.

Von Alexander Sangsdorff.

(4. Fortsetzung.)

Aber an dem Hause, entlang führte ein Weg über das Plateau, derselbe, über den wir gekommen waren,

und der gegen Mittag des ostenen hängen wacke. Auch die Arbeiter aus dem Steinbruch festen sich manchmal auf die Treppe unseres Häuschens, so daß wir beide wirklich nicht zu gleicher Zeit bei Tage schlafen durften. Besonders peinlich waren die Sonntage, denn dann benutzte die wanderlustige Bevölkerung unsere Villa mit ihrer zum Ausruhen einladenden Treppe zum Ausflugsort. Manch eifriges Gespräch eines würdigen Familienoberhauptes, das belächelnd seiner andächtigen Familie die schöne Gegend zeigte, manch langweiliges Altmittelbergelächel befamen wir da zu hören. Manchmal bildete ich mir ein, es sei die Rede von la clef (Schlüssel), daß der Schlüssel geholt werden solle, und ähnlisches, und fürchtete dann immer, den Besizer ins Haus kommen zu sehen. Ich stellte mir lebhaft den sich entspinneenden Verzweigungskampf vor, im stillen aber immer hoffend, es möchte eine Dame sein, die mittelbiediges Bekleidungs mit uns hätte; lauter übrigens nie eingetroffene Befürchtungen der überreizten Phantasie.

Ganz toll trieben es einmal kleine Jungen, die mit Steinen gegen die Löden bombardierten und in unsere Bodenlücke zu werfen versuchten. Aber auch diese Stunden gingen vorüber: die Nächte kamen und mit ihnen Ruhe und Einsamkeit, tosende Winde, mit der donnernden Brandung der See an die Felsen, Nächte, in denen niemand gern draußen ist, jeder lieber am Kamin sitzt und blaubbirt und dem Seufzen der Windes unter schützendem Dach zuhört.

Nur einmal hätte es ein recht abgehärtetes Liebespaar beinahe erndet. Es war gegen Mitternacht, windig und kalt. Ein knurriger Kartoffelbuxer brodelte in der Pfanne, der Duft stieg lieblich mit dem Rauch durch den Kamin, da hörte ich entsetzt auf der terrassenähnlichen Treppe vorm Häuschen glühende Liebesworte und kühnliche Geräusche. Sofort nahm ich die Pfanne vom dem Feuer und wir lauteten, mucksmäuschenstill. Aber Liebe macht scheint's nicht nur blind, sondern auch unempfindlich gegen liebliche Geräusche und süßhafte Geräusche in unbewohnten Häusern. Nach etwa vier Stunden wechte der Wind sie doch endlich von unserer Behausung weg, und wir waren froh, untern Puffer weiterbaden zu können.

An solchen Abenden gingen wir oft hinaus auf die sturmgerüttelte Landtaste und laufen in der Stadt Lebensmittel, Reizen und was wir sonst brauchen, ein, dann eilten wir über die halberleuchtete Brücke dem Bahnhof zu und kundschafferten nach einem geeigneten Zuge nach der Schweiz, leider woggenlang ohne Erfolg. Auf einer Expedition, die Albert allein unternahm, traf er einen deutschen Kriegsgefangenen, der bei einem französischen Bäder nachts schaffte, ganz ohne Aussicht. Die Freude war um so größer, als er ein alter Bekannter aus dem Lager Gette war, mit dem Albert früher lange Zeit zusammengewesen war. Bis gegen Morgen unterhielt er sich mit ihm, alles „Theo“ erzählend, der ganz



jet gleich hier gesagt, auf die früheren Zustände für alle Volksgenossen zurückzukommen, ist für absehbare Zeit nicht möglich, und zwar unter keiner Wirtschaftsform — vergleichbare Ausland —, und wir müssen schon den Verbrennen dauernd wesentlich enger schließen.

Früher als ein durchschnittlich auch in den unteren Ständen recht wohlhabendes Volk — und wie wohlhabend wir waren, sehen wir erst jetzt, wo wir zum großen Teil aus den Schränken und Kisten leben —, verdantien wir diesen Zustand einer hohen Leistung und großem Fleiß. Die Statistik der Tarifgemeinschaften gibt Aufschluß über die den Tarifverträgen zugrunde liegende Arbeitszeit. Im Jahre 1913 betrug sie bei 2,4 Prozent der Beschäftigten 8 Stunden und weniger, 8 1/2 Stunden arbeiteten 3,2 Prozent. Neunzigprozenteil Prozent aller Beschäftigten arbeiteten durchschnittlich 9 1/2 Stunden, 3,1 Prozent mehr als 10 Stunden. Man kann also diese 9 1/2 Stunden (es ist zwischen Sommer- und Winterarbeit ein gewisser, aber vom Arbeiter nicht gewollter Unterschied) als den normalen Durchschnitt der deutschen Arbeit, bei der unser Volk groß, stark, reich und mächtig geworden ist, annehmen.

Was bedeutet der Ausfall von reichlich 1 1/2 Stunden an produktiver Arbeit? Nimmt man an, 300 Arbeitstage auf 15 Millionen werktätiger Bevölkerung und nur 3 Mark Stundenlohn, und setzt man die Produktion an mit 130 Prozent der Höhe, so bedeutet der durchschnittliche Rückgang der Produktion infolge der Verringerung der Arbeitszeit einen Produktionsausfall von 27 Milliarden Mark jährlich. Würde er vermieden, so hätten wir Nahrungsmittel, Kleider, Rohstoffe die Fülle, und vor allem, wir hätten ein hochwertiges Geld, mit dem wir diese Dinge kaufen könnten. Um all das bringen wir uns selbst. Wer Deutschland wieder hochbringen will, muß diesen Weg gehen; ich habe ihn angezeigt in der Reichsarbeitskunde.

Geben wir diesen Weg nicht, so bleibt unsere Produktion dauernd hinter unserem Konsum; wir verschulden uns weiter an das Ausland, wir nehmen weiter Schulden — und zwar gefährliche schwebende Schulden — an; wir können uns vor sozialpolitischen Unfälleaktionen, die Milliarden die nur als Papier da sind, kosten nicht retten; unsere und Gehälter steigen uns Angemessene, und wir haben nichts davon, denn diese Gelder haben keine Kaufkraft. Was nichts produziert wird, kann man nichts kaufen, wo keine Ware ist, hilft auch ein Bankettel, auf dem 100 000 M. steht, nicht das mindeste.

Die Staatsmänner der Entente beraten über Kreditoperationen, die uns Nahrung und Rohstoffe geben sollen. Aber das hilft alles nichts, solange es fraglich ist: wie lange reicht unser Reichsbankkredit noch und wie und wann gehen wir zurück?

Erwarten wir uns aber, jagen wir alle schönen Programme zum Teufel, tun wir als Deutsche unsere Pflicht und folgen dem gefunden Menschenverstande, so haben wir das beste Unterpfand zu geben, das es in der

Welt gibt; guten Willen und gute Arbeit, und alles, was uns heute teuer — weiß, voll von Risiko — angeboten wird, bekommen wir um einen Bruchteil. Denn die Kaufkraft der Mark ist genau im Verhältnis zu der Produktion und den Gütern, die dahinter stehen.

Unmittelbar und im Handumdrehen läßt sich die wirtschaftliche Wirkung nicht erreichen, denn das Material für so viele Mehrbetriebe und die dadurch umzustellenden Betriebe sind nicht sofort da. Aber sie können bei richtiger Organisation schnell beschafft werden.

Die neuen Betriebsräte haben hier ein dankbares Feld. Was vom Arbeiter verlangt wird, ist Produktion; man kann ihm neben dem Lohn für die Mehrzeit auch eine der Prostrate entsprechende Zulage machen, so daß ihm ganz offensichtlich der Gesamterlös seiner Tätigkeit, automaten. Die Lohnsummen für die Mehrzeit können in ausländischen Nahrungsmitteln unter Mitwirkung der Betriebsräte angelagert werden. Dann wird ein Doppeltes erreicht: die allgemeine Volkswirtschaft und damit jeder Arbeiter bekommt die erforderliche Gütermenge, und Preistreiberi und Schiebertum, Profitgier des Zwischenhandels und dergleichen sonst nicht ausfügbare Volksschäden hören von selbst auf, weil dann der Wettbewerb wieder ein Feld findet.

bleibt es, wie es ist, so gehen wir finanziell schnell zugrunde und ebenso wirtschaftlich. Das deutsche Volk allein kann und muß sich helfen. Es steht vor der Schicksalsfrage: Aufstieg oder Untergang?

Der gesellschaftliche und wirtschaftliche Zerfall Frankreichs zur Revolutionszeit.

In seinem Buche über die französische Revolution (Histoire des Girondins) bemerkt Lamartine, Frankreich habe in den Jahren der großen Umwälzung ausgezehrt, als wäre es unter einer Völkerveränderung niedergelassen worden, die andere Götter, andere Herren, andere Gesetze und Sitten nach Europa gebracht hätten. Das trifft fast auf alle sozialen Verhältnisse zu, nicht zum wenigsten auf die des Familien- und Gemeindegens, deren Grundlagen völlig ins Wanken geraten. Die Bande der Ehe lockerten sich in bedenklichem Maße; in einem Zeitraum von drei Jahren zählte man allein in Paris 27 000 Ehescheidungen. Es gab nicht wenige Frauen, die innerhalb weniger Jahre ihre Männer fünf oder sechs Mal wechselten. Die illegitimen Kinder wurden als „Kinder des Vaterlandes“ adoptiert und in besonderen Anstalten von Ammen und Wärterinnen erzogen, aber Pflegerinnen und Kinder bekamen so wenig zum Leben, daß sie fast Hungers starben.

In den Gemeinden sah es nicht besser aus als in der Familie. Verkommenen Menschen, habgierige Strecher übten dortliche Bürgerkriege an: frohe Schreier ließen in den Versammlungen die besonnenen Männer nicht zu

Wort kommen, so daß diese schließlich ganz Fortblieben. In jeder Gemeinde konnte eine verschwindende Minderheit verwegener Maulhelden die Mehrheit terrorisieren und Beschlässe im Namen der ganzen Gemeinde fassen, obwohl neunzigsteil der stimmberechtigten Bürger das gerade Gegenteil von dem wünschten, was diese Agitatoren als Volkswunsch ausdrückten. Aller Bürgerinn war abhandlung gekommen, die Achtung vor Gesetz, Ordnung und Eigentum dahin; das Polizeiwesen, einst so prompt und wirkungsvoll, wurde in dem Maße ohnmächtig, daß Stadt und Land von Räubern und Dieben wimmelte, die unbeschäftigt ihr Wesen treiben konnten. Alle kommunalen Einrichtungen waren dem Verfall preisgegeben.

Handel und Wandel stockten. „Es gibt keinen Handel mehr,“ klagte im Sommer 1794 der Abgeordnete Legendre im Konvent. Die gewerkschaftlichen Städte wie Nantes, Bordeaux, Arras, Brüssel, Lyon usw. waren ruiniert und verödeten. Die Großindustrie vermochte an vielen Orten gar noch einen geringen Bruchteil ihrer früheren Arbeiterzahl zu beschäftigen. Und dem Handwerk ging es nicht besser. Da die Gewerbefreiheit einerseits unbeschränkt geworden, andererseits die Mehrzahl der Arbeiter und Reichen aus dem Lande geflohen war, die Zurückgebliebenen aber häufiglich größere Ausgaben mieden, so fanden die Handwerkerleute bald keine Beschäftigung mehr und vermehrten die Zahl der Proletarier.

Die Waldverwüstung wurde in den Jahren der großen französischen Revolution mit solcher Rücksicht der einfachsten Gebote des wirtschaftlichen Gedehens betrieben, daß schließlich zum Abholzen kaum noch etwas übrig blieb. Da der Wald „national“ geworden war, so hielt jeder Franzose sich für berechtigt, sich herauszuholen, was ihm beliebte. In der Revolutionszeit erklärte ein Deputierter, in allen Wäldungen wären die Abholzungen so beträchtlich, daß sie auf nichts anderes als völlige Entforstung hinausläufen, wenn der Konvent sich nicht beeile, einer Mißwirtschaft ein Ende zu machen, die drückend auf den jetzigen und künftigen Geschlechtern liegen werde. Ganz Frankreich wimmelte von Holzspekulanten, Käufern, Unterkäufern und Holzdieben jeder Art. Auch die Bäume der alten königlichen Landkrassen und die verdohten Oitvenpflanzungen Südranckreichs blieben nicht verschont. Noch heute leidet Frankreich unter den schweren Sünden, die die sogenannte Revolution an seinen einst herrlichen Wäldern begangen hat.

Und der Ackerbau? Viel Land blieb ungebaut, bestellte Felder wurden nicht selten geländert, Feldpolizei war nicht mehr vorhanden. Da der Landmann infolge der Zwangsrequisitionen seine Erzeugnisse gegen entwertetes Papiergeld hergeben mußte, wollte er nur noch seinen Quatschbauern. Der Konvent setzte deshalb Todesstrafe auf jähmige Feldbesetzung, der Rückgang des Ackerbaues war dadurch jedoch nicht aufzuhalten. Hier fehlte es an landlichen Arbeitern, dort an Fräulein, Zuchtieren, Saatgetreide usw. Die Nationalgüter wurden metzentens an gewissenlose Spekulanten verkauft, die das Gut entweder vorzeitig veräußerten, wenn sich ihnen Gelegenheit dazu bot, oder auf Kauf bauten, die Holzungen fällten, die Felder ausfogen und die Gebäude auf Abruch verkauften. Der Staat hatte dann in den meisten Fällen das Nachsehen, wenn ihm bei ausbleibendem Reizahlung ein tiefenwertetes Bestkauf wieder zufiel.

Faß alle Emportkontingente der Revolution, Minister, Generale, Kommissare, Agenten, Lieferanten, ferner die Mitglieder der zahllosen Ausschüsse, der Klubs, der Gemeindevewaltungen, nicht zu vergessen die geheimen Sendlinge, konnten das unglückliche Land in der chaotischsten Weise aus, erdrösten riesige Summen und führten den jämlichen Finanzruin herbei. „Ich unarme Sie“, schrieb der geheime Leobachter Dutaud an Garat, den Minister des Innern, „denn Sie allein stehen nicht.“

„Es ist ein Widerspruch in sich selbst, wenn ein bunterter Schutznor sich durch neue Schuldscheine vertrauen erwecken will“ — so äußert sich Sobel im 1. Bande seiner „Geschichte der Revolutionszeit“ zu der tollen revolutionären Papiergeldwirtschaft, die, wie man weiß, zum völligen finanziellen Zusammenbruch führte. Im Jahre 1796 waren für 45 Milliarden Francs Assignaten ausgegeben. Ein Paar Stiefel kostete 6000 — 8000, ein neuer Rod 18 000 — 24 000 Francs in Assignaten. Im Juli 1796 erklärt das Direktorium, niemand könne mehr gezwungen werden, Papiergeld anzunehmen.

Lebige Gese.

Rühnes Bild... „Sagen Sie, Frau Professor, wo ist denn Ihr Herr Gemahl?“ — „Immer daheim!... Wenn der sich mal für etwas interessiert, ist er unaussprechlich!... Jetzt reitet er den ganzen Tag auf einem Laubfrosch rum!“ — „Deplacierter Lebensart. Der junge Doktor in Ihrem Hause soll ja sehr beliebt sein!“ — „D, seine Patienten sterben für ihn!“ — „Der Rechtliche. Wastbauer, der in der Stadt bald da bald dort Passanten anrempelt, hort nur immer: „Bitte, Dacht!“ — „Verzeihen Sie!“ — „Radon, mein Herr!“ — „In fortwährendem Gassenrennen er schließlich einen Herrn aus dem besten Holze fast zu Boden.“ — „Wacht, dumme!“ schimpft dieser, „Ihau auf dich!“ — „Wastbauer: „Endlich! mal einar, der deutsch redt!“ — „Der kleine Kaufmann. Vezrer: „Was macht eine Gemie, wenn sie ein Ei gelegt hat?“ — „Izaakhen: „Se abihert's, Herr Vezrer!““

(fliegende Blätter.)

begleitert von unermesslichen Räuberleben war und uns von da jede Nacht ein Brot und Wehl für anderen Haushalt besorgte. So waren wir der schlimmsten Sorge entbunden. Auf einer nächtlichen Wanderung schloß sich uns ein Hund an, den wir auch mit in unsere Behausung nahmen. Da er aber tagsüber zu gefährlich werden konnte, setzten wir ihn wieder aus. Die darauffolgenden Abende traf ihn Albert wieder an einer Straßenecke, wo der Hund stets auf ihn wartete. Mit dem Hund an der Leine, den Krogen des Summianten hochgeschlagen, den Stock unter den Arm geklammert, konnte er ohne Gefahr gemächlich in Gasse herumgehen, denn wer hätte wohl einen Kriegsgefangenen auf der Flucht mit einem Hund vermutet. Aber nach einiger Zeit blieb der gute Hund aus, er mochte wohl einen anderen Herrn, der auch bei Tage ausging, gefunden haben.

Durch deutsche Kriegsgefangene, die auf dem Bahnhof Mühl beschäftigt waren, sollte eine Plombierzange den Franzosen entwendet und wir in einen Waggon französischer Kriegsgefangenenpakete, die für Deutschland bestimmt waren, einplombiert werden.

Leider scheiterte dieses Projekt am Waffenstillstand, von welcher Zeit an die Franzosen keine Pakete mehr an ihre Gefangenen schickten, da ja ihre sofortige Heimsendung bevorstand.

(Fortsetzung folgt.)

Faßt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die schwersten Schädigungen und starke Rückschritte in der Kultur: so sah das Gesamtergebnis der Umwälzung aus, die bei staatsmännlichem Maßhalten und Befähndnis für die wesentlichen Bedingungen der öffentlichen Wohlfahrt in geistiger und materieller Hinsicht auf neuen Grundlagen ein sicheres und wohlkühnes Haus hätten erbauen können.

Karl Wiste. („Deutsche Zeitung“)

In deutschen Kolonien.

II.

Der russische Bürgerkrieg.

Das „Wunder“, welches in Rußland die alte Regierung zum Sturz brachte und den dem heiligen russischen Reiche“ angehörenden und untertänigen Völkern die Freiheit verlieh, hätte für die eigentlichen russischen Länder des großen Zarenreiches aber recht klägliche Folgen.

Die politisch reiferen und kulturell entwickelteren Völker des ehemaligen Zarenreiches, wie z. B. die baltischen Provinzen (die jetzt Estland und Livland heißen) mit überwiegend deutscher Kultur, Polen und Finnland, die dank ihrer hohen, europäischen Kultur das Bindeglied zwischen dem „orientalischen“ Rußland und Europa bildeten, und endlich Georgien, das mit seiner alten, beinahe tausendjährigen christlichen Kultur Europa näher steht als alle anderen Länder des Kaukasus, mit Ausnahme Armeniens, haben es verstanden, aus der großen „russischen Revolution“ den rechten Nutzen für sich zu ziehen, indem sie sich nicht von solchen Lösungen verleiten ließen, die das ganze übrige Rußland in die Anarchie gestürzt haben und es von Tag zu Tag tiefer in den Abgrund sinken lassen.

Rußland, welches seinem ganzen Wesen nach mehr nach Osten hinüberneigt als nach Europa, verstand es nicht, die durch die Revolution gewonnene Freiheit auszunutzen. Es verfiel dem Kommunismus, Döben, die, weil sie auf unsozialen Voraussetzungen beruhen, statt Segen bisher nur Jammer und Not zeitigt haben.

Der Bolschewismus, welcher im Winter des ersten Jahres seiner Herrschaft sich, alle Kultur verheerend, über das russische Land ausbreitete, überflutete mit seinen roten Wellen auch den nördlichen Kaukasus. Erst die gewaltige Wand des schneebedeckten kaukasischen Hochgebirges, welche schon so oft in der Weltgeschichte überfallenden Vorden Widerstand geleistet hat, — sie ist von freizüchtelnden kleinen Völkern bewohnt! — hielt diese Welle auf, so daß sich die Fluten des blutigen Meeres nicht über den ganzen Nismus verbreiten konnten. Der Widerstand aber, welchen die den nördlichen Kaukasus bewohnenden Völker den Kommunisten entgegenzusetzen versucht hatten, sollte bald andere Formen annehmen, nämlich die des schrecklichsten aller Kriege: des Bürgerkriegs!

In diesen Kampf zweier Parteien wurden auch die friedlich lebenden deutschen Kolonien hineingezogen. Seitdem das Aniedlungsgebiet, welches, wie gesagt, die deutschen Kolonisten in Rußland des Hauses und Landes bezaubert sollte, aufgehoben war, konnte der deutsche Bauer wieder in aller Ruhe, dem lieben Herrgott für seine Gnade dankend und seine Arbeit fortsetzend, leben. Wüste es nun doch, daß die Fräulein ihm selbst verbieten würden. Da kam aber der neue Feind — der Bürgerkrieg. Der nördliche Kaukasus tobte in Flammen auf, und ihre roten Jungen erreichten auch die friedlichen Höfe der deutschen Bauern in B.

Ihre Lehre gemäß, waren die Mennoniten von B. neutral geblieben, obgleich ihre Sympathien mehr auf Seiten der Aufständischen waren, denn die neue Lehre des alle Kultur vernichtenden Kommunismus entsprach keineswegs den Bedürfnissen des deutschen Bauern, sie war seinem ganzen Wesen überaus fremd. Aber auch die Leiter der Gegner der Kommunisten nahmen allmählich eine Farbe an, vor der sich die deutschen Bauern, später auch die Aufständischen selbst, nicht weniger scheuten als vor dem „Rot“ des Bolschewits.

Der Lehre ihrer Religion zufolge dürfen die Mennoniten, wie bekannt, nicht kämpfen, also auch nicht in den Militärdienst berufen werden.

Schon bei der Ansiedelung der Mennoniten in Rußland erließ Kaiser Paul I. am 6. 9. 1800 ein Manifest

(„Грамота“) in dem er in Punkt VI den Mennoniten feierlichst versprach: „Wir versprechen und bekräftigen es mit Unserem Kaiserlichen Worte,“ daß niemand von den Mennoniten, die jetzt angesiedelt sind oder hernach irgendwann angesiedelt werden sollten, also auch nicht ihre Kinder und Nachkommen, jemals in den Militärdienst oder Staatsdienst berufen werden dürfen, es sei denn, daß sie hierzu ihre Einwilligung gegeben hätten.“ Dieses Privilegium behielten die Mennoniten bis zur Einführung des allgemeinen Militärdienstes durch Kaiser Alexander II. Das Kaiserliche Wort, welches der Großvater so feierlich gegeben hatte, wurde aber von dessen Enkel mißachtet, und die Mennoniten mußten von nun an, wenn auch nicht gerade in den Reihen der Soldaten unter dem Gewehr, so doch wohl beim Militär als Sanitäre u. s. w. Dienst tun. Dies hatten nämlich geglaubt, es sollte so ein Privilegium dazu führen, daß mancher, um sich vor dem Militärdienst zu drücken, in die Sekte der Mennoniten einträte würde. Dieses war aber garnicht zu befürchten, denn das Privilegium galt nur für die aus Preußen und Holland eingewanderten Mennoniten und ihre Nachkommen. In dem letzten Kriege wurden nun die Mennoniten in den Sanitätsdienst berufen. Man schickte sie also nicht an die Front, sondern sie dienten in den Lazaretten und Hospitälern. Aus der Gesamtzahl der Mennoniten in Rußland (ca. 80 000) sind 12 300 Mann einberufen worden, wovon ca. 7 000 als Sanitäre beschäftigt wurden und 5 300 zur Verfügung des Ministeriums der Landwirtschaft standen. Im Anzuge der Revolution, noch zur Zeit der Herrschaft Zaren Nikolaus, wollte man die im Sanitätsdienst stehenden Mennoniten an die Front schicken. Darauf erfolgte aber ein Protest der Mennoniten, die sich am 20. Mai 1917 in Zetatsinodar versammelten und die Abänderung dieses Dekrets erreichten. Wie ich neulich hörte, sollen jetzt viele Mennoniten in der roten Armee der Kommunisten dienen, wozu sie zwangsweise einberufen worden sind, um gegen die Feinde der Bolschewits zu kämpfen. Dieses widerspricht dem Religionsgesetz der Sekte. Da aber die Kommunisten keine Glaubensangelegenheiten in Betracht ziehen und nicht nur dem Leibe, sondern auch der Seele des Menschen keine Rücksicht nehmen wollen, so ist hier nichts zu machen, und Menschen, die nicht mal das Schwert zu eigenem Schutze haben dürfen und das Blutvergießen als die größte Sünde ansehen, unter welcher Form es auch sein mag, müssen jetzt gegen ihren Willen und gegen ihr Gewissen Menschenblut im Namen einer Lehre, die ihnen fremd und widerlich ist, vergießen.

Alexandersdorf, im Juli 20. A. v. S.-sch.
(Fortsetzung folgt.)

Die Dfjetiner oder Dfjeten.

Rkp. — Nach dem frischen Beispiel anderer Nachbarn hatten sich jüngst die von altersher als heutzutage bekannt Dfjetiner aufgemacht, um die blühenden Gefilde Georgiens mit Nord, Totschlag und Plünderung zu überziehen. Das Unternehmen fand aber ein klägliches Ende, und die frischen Freiheiter wurden von den tapferen Söhnen Georgiens mit verben Nasenstüben und blutigen Schädeln in ihre wilden Schluchten zurückgeworfen und dort nach scharfer Rächtigung zur Ruhe verwiesen.

Es ist noch nicht ganz vergessen, wie die räuberischen Hochländer und die Nomaden der kaukasischen Steppen den Wabitanwas Pasch (pylae Caucasiae, die kaukasische Pforte, porta Cumana der Alten) benutzten zu Einfällen in die transkaukasischen Täler und dazu beizutragen, daß dieser Weg für Reisende und Handelskarawanen sehr gefährlich war. Der Kampf mit der schrecklichen Natur war ebenso schwer, ja noch schwerer als mit den Menschen. Darüber, wie Dfjetiner und andere Bergvölker an dieser Stelle Jandelsleute und Reisende erbarmungslos ausbeuteten und plünderten, gibt es eine lange Reihe von Beschreibungen. Im Rauben und Plündern taten sich hauptsächlich die Dfjetiner hervor.

Im Nachstehenden wollen wir unsre Leser mit dem zum transischen Stamm gehörigen Volke der Dfjetiner oder Dfjeten etwas näher bekannt machen. Sie selbst

nennen sich Ir oder Iron, indem sie auf diese Weise andeuten, daß sie von Persern oder Medern abstammten. Einige Dfjetiner behaupten, sie seien deutschen Ursprungs. Die Vorfahren der Dfjetiner, die von georgischen Historikern Dfen, von russischen Jassen und von byzantinischen oder kassischen Historikern Alanen genannt werden, bewohnten im Altertum im nordwestlichen Kaukasus ein ausgedehntes Gebiet, das sich bis zum Hiowischen Meere und bis zu den Mündungen des Donk erstreckte. In der ersten Hälfte des Mittelalters wurden die Jassen oder Alanen hauptsächlich durch türkische Stämme aus den westlichen Teilen ihrer Urhise verdrängt, so daß sie gezwungen waren, sich in ihren südlichen Ecken, in den Tälern und Schluchten des kaukasischen Gebirgsstocks, in den Quellgebiets des Kubans und des Terels zusammenzubringen. Gegenwärtig leben die Dfjetiner fast im Zentrum des kaukasischen Gebirges, auf beiden Seiten des Hauptkamms: im Norden, im Terelgebiete, befinden sich die Abhänge und die Täler des Terels mit dessen linksseitigen Zuflüssen Ardon, Jigahdon, Ghjieldon und Uruch in ihrem Besitze; im Süden haben sie sich an der Großen und Kleinen Bjaowa, Kiani u. a. (in den Kreisen Sozi und Duschet des Gouvernements Tiflis) und im Quellengebiet des Niens (im Kreise Ratscha des Gouvernements Ratsai) niedergelassen. Im Zusammenhange mit diesem Hauptgebiete erstrecken sich die uralischen Niederlassungen seitwärts vom Hauptgebirge, dem Mittellauf des Terels entlang, bis Woskoff, indem sie hier inmitten von Russen und Tschetschenen eine Kolonie von etwa 4000 Köpfen bilden. Das Gebiet, wo ostetisch gesprochen wird, umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 11 288 bis 11 566 qkm.

Die Sprache der Dfjetiner zerfällt in zwei Mundarten: in die ironische (iranische) oder tagaurische (südlische, am Mittellauf des Terels und seiner Zuflüsse Jigahdon, Ghjieldon und Ardon) und in die digorische (westliche, am Uruch und seinen Zuflüssen Besken und Tschegeli). Der tualische Dialekt, der auf dem Südrhange des Kaukasus vorkommt, kann als ein Unterdialekt der ironischen Mundart bezeichnet werden.

Die Natur selbst hat das Land in Nord- und Südosteten geteilt. Der nördliche Teil des Gebirgskamms, wo die Dfjetiner Wohnsitze haben, ist von vielen Schluchten durchfurcht. Nach diesen Schluchten werden die Jassanen von einigen kleinen Kommunen oder Gemeinschaften benannt. Als mehr oder weniger charakteristisch gelten: die digorische, die alaghirische, die tagaurische und die kartatische Kommune. Die erste Schlucht im Wabitanwasischen Bezirke, die als die Grenze Dfjetiens mit dem südlichen Teile der Rabarda gilt, ist Digorien. Im Süden, den Terel hinauf, sind in den Schluchten des Arbons und seiner Zuflüsse die alaghirische Kommune ihren Wohnsitz. Die kartatische Kommune hält sich im Gebirge, in den Schluchten des Suadons und des Jigahdons und deren Zuflüsse auf. Die tagaurische Kommune hat sich am linken Terelzuf, in den Parallelschluchten des Stamias, des Ghjieldons und deren Zuflüsse niedergelassen. Die rauhe Natur hat die Digorien zu furchtlosen, physisch kräftigen und vorzüglichen Fußgängern im Gebirge gemacht. Sie sind hoch von Wuchs und zeichnen sich durch Jüngerfertigkeit und Verstand aus, sind im Vergleich mit den übrigen Dfjetinern reinlich und fleißig, ehrlich, aber trotzig, verschlossen und nachsüchtig. Die Alaghirier hingegen sind träge, aber von sehr gutem Charakter. Die Tagaurier halten sich für die vornehmsten, erkranklichen Dfjetiner, sie überragen durch ihre geistige Entwicklung all die übrigen Kommunen, sind gewissen, verschlossen. Ganz offen, ohne Falch und ehrlich sind die Kartatier. Die südlischen Dfjetiner zerfallen ebenfalls in mehrere kleine, nach den Schluchten benannte Gemeinden, von denen die klanische, die fudatische, die lachwische, die gudaurische und die schamerische zu nennen sind. Das ostetische Volk zerfällt aus zwei Klassen, Wldlichen und freien Männern. Die Wldlichen erweilen sich großer Ehrenbezeugung, genießen aber sonst keine Vorrechte.

(Fortf. folgt.)

Herausgeber der Z. B. des Verbandes der transk. Deutschen. Verantwortlich für die Redaktion das Red.-Komitee.

*) Siehe „Rauk. Post.“ N 47.

*) Die Sperrschrift rührt von mir her.

Der Verfasser.